

JOHN SANDFORD

Zorn



GOLDMANN

Lesen erleben

## *Buch*

Der Abriss eines Wohnhauses hält für die Polizei eine grausige Überraschung parat: die mumifizierten Leichen zweier Mädchen, in Plastikfolie verpackt. Sie sind offenbar schon eine ganze Weile tot – und Lucas Davenport weiß auch genau, wie lange. Minneapolis 1985: Das Verschwinden der Jones-Zwillinge ist der erste große Fall für den jungen Polizisten. Verdächtig wird ein verwirrter Obdachloser. Als der auf der Flucht erschossen wird, wird die Akte geschlossen. Doch Davenport glaubte nie an die Schuld des Mannes – und fast 30 Jahre später rollt er den Fall neu auf ...

Weitere Informationen zu John Sandford  
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors  
finden Sie am Ende des Buches.

John Sandford

---

ZORN

Thriller

Aus dem Amerikanischen  
von Sonja Hauser

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2011  
unter dem Titel »Buried Prey« bei G. P. Putnam's Sons,  
the Penguin Group, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2013

Copyright © der Originalausgabe 2011 by John Sandford

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagfoto: FinePic®; trevillion/Christophe Dessaigne

Redaktion: Alexander Groß

LT · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-47872-9

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz.



*Für Michele*



Als Erstes kamen die Abbruchmaschinen, die wie Stahldinosaurier mit ihren Fängen Kamine, Schindeln, Mansardenfenster und Dachvorsprünge, Ziegel, Steine und Mauerwerk, Balken, Treppen, Balkone, Träger und Türpfosten von den Häusern rissen. Alte Träume, begrabene Sehnsüchte, verlorene Leben, Rosen und Flieder, alles verschwand in Schuttlastern.

Nach dem Abriss folgten die Bagger, die tiefe Löcher in die schwarzbraune Erde gruben, einen ganzen Häuserblock lang. Ein Dutzend schwere Maschinen, Bobcats, Caterpillar D6s und Mack Trucks sowie ein orangefarbener Kubota wühlten sich ächzend durch den offenen Boden.

Und verstummten plötzlich.

Die Fahrer versammelten sich, mit gelben Helmen und Arbeitshandschuhen, Jeans und groben Hemden bekleidet, in Zweier- und Dreiergruppen. Betonplatten lagen rund um die Aushebung, Stücke von etwas, das früher einmal Kellerboden und -wand gewesen war. Elektrokabel warteten aufgerollt auf den Abtransport; Pfosten markierten die Stellen, wo neuer Beton aufgeschüttet werden sollte.

Doch das würde heute nicht mehr geschehen.

Am einen Ende des Lochs standen zwölf Männer und vier Frauen um eine ehemals transparente Plastikplane, die nun gelbrosa verfärbt war. Jemand hatte die Erde darauf mit der Hand weggewischt. Einige der Anwesenden gehörten zur Bau-

aufsicht und waren an ihren gelben, weißen oder orangefarbenen Schutzhelmen zu erkennen. Bei den anderen handelte es sich um Polizisten. Eine Frau namens Hote, die einzige Ermittlerin für ruhende Fälle in Minneapolis, kniete am einen Ende der Plane, das Gesicht nur etwa zehn Zentimeter davon entfernt.

Zwei tote Mädchen grinsten sie durch die Plane an, die mumifizierte Haut straff über den Wangen- und Kieferknochen und der Stirn, die Augen schwarze Höhlen, die Lippen flachgedrückt, die Zähne jedoch so weiß und glänzend wie an dem Tag, an dem die beiden ermordet worden waren.

Hote hob den Kopf. »Das sind sie, ich bin mir ziemlich sicher.«

Es war ein heißer, fast wolkenloser Tag, und die Julisonne brannte herunter; die kühle, feuchte Erde roch nach verfaulenden Wurzeln und ein wenig nach dem Inhalt aufgerissener Abwasserleitungen. Eine zweite Frau, die mit flachen Absätzen und einer schwarzen, jetzt mit brauner Erde befleckten Zweihundert-Dollar-Wollhose in das Loch geklettert war, fragte: »Was hat sich da abgespielt? Waren sie tot, als sie in die Plane gewickelt wurden?«

Hote erhob sich, wischte den Schmutz von ihrer Jeans und antwortete: »Ich glaube schon. Sieht so aus, als wären sie erhängt worden.«

»Stranguliert?«

»Erhängt«, wiederholte Hote. »Bei beiden Mädchen scheint sich der Lendenwirbelbereich nach unten verschoben zu haben – doch durch das Plastik ist das schwer zu beurteilen. Sie haben die Arme hinter, nicht neben dem Körper, also vermute ich, dass sie mit einem Strick oder Handschellen gefesselt sind. Wie auch immer, wir bringen sie in die Gerichtsmedizin.«

»Und sonst?«



»Marcy ...« Hote legte sich anders als Kollegen, die die abenteuerlichsten Theorien aufstellten, ohne ausreichende Kenntnis der Fakten nur ungern fest.

»Irgendwelche Ideen?«

»Es ist erstaunlich viel Hautgewebe übrig«, antwortete Hote. »Sie sind mumifiziert – es sieht fast so aus, als wären sie in der Plastikplane gefriergetrocknet worden.«

»Ob der Täter wohl organische Spuren hinterlassen hat?« Die Frau meinte Sperma, ohne das Wort auszusprechen. Sperma bedeutete DNS.

»Wenn's mal welche gab, lassen sie sich wahrscheinlich nach wie vor feststellen«, sagte Hote. »Damals war noch so gut wie nichts über DNS bekannt; möglicherweise finden sich Haare des Mörders an ihnen ... Aber ich bin nicht vom Fach. Überlassen wir das lieber der Gerichtsmedizin.«

Einer der Polizisten im Hintergrund meldete sich zu Wort. »Marcy? Da kommt Davenport.«

Marcy Sherrill, die Leiterin der Mordkommission von Minneapolis, wandte sich um. Lucas Davenport, ein dunkelhaariger, breitschultriger Mann in schwarzer Hose, blauem Hemd, das Sakko an einem Finger über der Schulter, trottete zu der Gruppe hinunter, die nach wie vor um die Plastikgruft herumstand. Er sah aus – Augen, Hemd und Krawatte alle im gleichen modischen Blauton –, als wäre er gerade einer Salvatore-Ferragamo-Werbung entstiegen.

»Der hat mir gerade noch gefehlt«, murmelte Marcy.

Ein älterer Polizist bemerkte mit Blick auf die Plastikplane: »Er hat in dem Fall ermittelt.«

»Kann ich mir nicht vorstellen«, erwiderte Marcy Sherrill. »Er wäre damals noch zu jung gewesen.«

»Doch, ich erinnere mich ganz genau«, beharrte der ältere Kollege. »Ich glaube, das war sein erster Fall in Zivil.«

Marcy Sherrill war die ranghöchste Beamtin am Fundort, eine kräftige, schwarzhaarige Frau Ende dreißig mit breitem Lächeln und weißen Zähnen sowie dem, was frühere Generationen von Cops eine »gute Figur« genannt hätten. Sie stand im Ruf, Faustkämpfe nicht zu scheuen, und trug nach wie vor einen bleibeschwerten Schlagstock bei sich. Marcy Sherrill hatte zu einer Zeit bei der Polizei angefangen, als Streifenpolizistinnen noch eine Seltenheit waren. Inzwischen galt sie bei den Männern als ebenbürtig, nicht mehr als weibliche Kollegin, als »Dickless Tracy«, als schwanzlose Version des kantigen Comic-Cops Dick Tracy. Im Verlauf ihrer Karriere war sie kaum weicher geworden; nach Ansicht vieler würde sie eines Tages entweder Polizeichefin von Minneapolis werden oder in die Politik gehen.

In der Gruppe um sie herum befanden sich fünf Beamte im Ruhestand, Männer, die an den ursprünglichen Ermittlungen zu den beiden Mädchen beteiligt gewesen waren. Man hatte die Polizei sofort nach dem Fund der Leichen informiert, und allmählich begann sich die Sache herumzusprechen. Aus dem gesamten Stadtgebiet machten sich ältere Polizisten und Ex-Polizisten auf den Weg ins Zentrum, um selbst einen Blick auf die Mädchen zu werfen und über damals zu reden: über das Streifegehen in den heißen Sommern und kalten Wintern, in der Zeit vor Computern, Handys und DNS.

Als Davenport sich zu ihnen gesellte, nickten die grauhaa- rigen Kollegen ihm zu – sie kannten ihn alle aus seinen Jahren in Minneapolis –, und er schüttelte einigen von ihnen die Hand. Ein paar, die ihn nicht mochten, verdrückten sich, und Marcy Sherrill fragte: »Wie hast du's erfahren?«

»Ist Stadtgespräch bei den Cops«, antwortete er. Er arbeitete für das Staatskriminalamt von Minnesota und war durch

seinen engen Kontakt zum Gouverneur der vermutlich einflussreichste Polizist des Staates. Verwaltungstechnisch gesehen lag Minneapolis in seinem Zuständigkeitsbereich, doch das ließ er Marcy Sherrill gegenüber nicht heraushängen. Er deutete in Richtung Plastikplane und fragte: »Hast du was dagegen, wenn ich sie mir ansehe?«

»Nur zu«, antwortete Sherrill.

»Sie liegen mit dem Gesicht nach oben, der Kopf an dem Ende da drüben«, erklärte Hote.

Lucas ging bei Hotes Knieabdrücken in die Hocke, betrachtete die verschrumpelten Gesichter etwa dreißig Sekunden lang und schob sich dann, ohne auf die Bügelfalte in seiner schicken Wollhose zu achten, vorsichtig an der Plane entlang, das Gesicht keine drei Zentimeter davon entfernt. Wenig später stand er auf, wischte sich die Knie ab und stellte fest: »Das links ist Nancy, und rechts liegt Mary.«

»Das lässt sich nicht mit Sicherheit sagen«, widersprach Hote. »Obwohl Größe und Haarfarbe stimmen ...«

»Das sind sie«, beharrte Lucas. »Nancy war die größere von den zweien; sie trug eine Bluse mit kleinen roten Herzen, die sie von ihrem Vater zum Valentinstag bekommen hatte, sein letztes Geschenk an sie. Die Bluse liegt zusammengeknüllt zwischen ihren Oberschenkeln. Ich kann die Herzen erkennen.«

Marcy Sherrill blickte über den Rand des Lochs. »Was das hier wohl für eine Adresse war? Wir müssen uns das mal auf der Karte ansehen. Der Beschuldigte ...«

»Terry Scrape«, sagte Lucas. »Der war's nicht.«

Sie sah ihn erstaunt an. »Ich dachte, das wäre geklärt. Er wurde doch getötet ...«

Lucas nickte. »Stimmt. Ich war dabei. Ich dachte damals, er hätte tatsächlich was damit zu tun. Aber wenn ich das hier so sehe, glaube ich es nicht mehr. Es muss ein anderer gewesen

sein. Jemand mit bedeutend mehr Kraft und Grips als Scrape. Ich habe den Täter seinerzeit gespürt, konnte ihn aber nicht ausfindig machen. Er hat es Scrape angehängt, und wir haben uns aufs Glatteis führen lassen.«

»Ich muss die Akte einsehen«, sagte Marcy Sherrill.

»Scrape hat in Uptown gelebt«, erinnerte sich Lucas. »Er kann die Mädchen nicht umgebracht und im Keller eines Privathauses unter dem Betonboden vergraben haben ... Er war bloß ein paar Wochen in der Stadt, die meiste Zeit obdachlos, und hat einen Teil der Zeit in einem Loch unter einem Baum gehaust. Er hatte nicht mal einen Wagen.«

»Ich muss mir Adressen besorgen, rausfinden, wer hier gewohnt hat«, erklärte Sherrill.

Lucas blickte über den Rand des Lochs hinaus, wie Marcy es zuvor getan hatte, und sagte: »Ich hab mit Sloan an zweihundert Türen geklopft. Dabei sind wir nie auch nur hier in die Nähe gekommen. Wir waren nicht mal auf dieser Seite des Flusses.«

»Ein paar von den Häusern in diesem Viertel haben Mark Towne gehört«, mischte sich einer der älteren Polizisten ein. »Deshalb nannten die Leute sie die Towne Houses. Ich weiß nicht, ob die hier auch darunter waren.«

»Könnte gut sein«, sagte Lucas. »Bevor die Jugend das Viertel entdeckt hat, waren hier hauptsächlich ältere Leute, darunter viele Eisenbahner im Ruhestand. Towne hat die Häuser für ein paar tausend Dollar das Stück aufgekauft.«

»Das überprüfen wir«, versprach Sherrill.

»Towne ist vor zehn oder fünfzehn Jahren bei einem Unfall ums Leben gekommen«, bemerkte jemand.

Lucas nickte in Richtung der Leichen. »Wie hat man die so heil und flach aus dem Boden gekriegt?«

»Ich hab den Kellerboden aufgebrochen und aufgeladen«,

antwortete ein Mann mit gelbem Schutzhelm und deutete auf seinen Bobcat. »Dabei ist ein Block gekippt, und da waren sie.«

»Sie konnten sie sehen?«, erkundigte sich Lucas.

»Die Plastikplane, und das was drin ist. Ich musste nachschauen, falls ...« Er versuchte, nicht in die leeren Augenhöhlen der Mädchen zu blicken. »Ich hab eine Gänsehaut gekriegt, noch bevor ich wusste, was drin ist.«

Lucas nickte. »Schlechter Tag«, sagte er und wandte sich wieder Marcy Sherrill zu. »Ich an deiner Stelle würde die Platten nicht entfernen lassen. Er muss den Beton direkt über sie ausgegossen haben. Möglicherweise befinden sich daran Fingerabdrücke oder andere Spuren.«

Sie nickte. »Klingt vernünftig.«

»Außerdem musst du ihre Eltern, die Joneses, informieren. Bevor die Presse davon Wind bekommt. Wenn du willst, setze ich meine Rechercheurin darauf an. Soweit ich weiß, haben sie sich einige Jahre nach dem Mord an den Mädchen scheiden lassen ... hundertprozentig sicher bin ich mir allerdings nicht.«

»Wenn du jemanden für so was hast ... Aber er soll mich anrufen.«

»Sie«, korrigierte Lucas. »Okay, wird gemacht.«

Als Sherrill und Davenport sich von der Gruppe entfernten, sagte sie: »Wir haben uns eine ganze Weile nicht gesehen. Wie geht's?«

»Immer viel zu tun«, antwortete Lucas und legte ihr die Hand auf die Schulter. »Dieser Jones-Fall war damals eine große Sache – süße blonde Mädchen, die einfach so verschwanden. Wie die Dinge jetzt liegen, bezweifle ich, dass sich noch jemand dafür interessiert. Ist zu lange her. Aber der Täter ist nach wie vor auf freiem Fuß. Wir müssen den Fall neu aufrollen.«

»Das werden wir«, sagte sie.

»Aber du hast genug andere Dinge zu tun, genau wie ich. Und die Mädchen sind tot.«

»Du scheinst ein besonderes Interesse an dem Fall zu haben«, bemerkte Marcy.

Lucas sah zu den Leichen in der Plastikplane hinüber. »Ich glaube, ich hab damals Mist gebaut, und jetzt bin ich noch mal mit dem Fall konfrontiert.«

Auf der Straße näherte sich ein Übertragungswagen von Channel Three. Einer der älteren Polizisten rief: »Die Presseleute kommen.«

Während Lucas mit Marcy zu der Gruppe bei den Leichen zurückkehrte, sagte er zu ihr: »Du hast meine Nummer, falls du etwas brauchst. Und ich besorge dir die Informationen über die Joneses.«

»Ich bin immer noch ein bisschen angefressen wegen letztem Mal«, brummte sie.

Im Winter zuvor hatte Lucas die Ermittlungen in einer Mordserie, die ihren Ursprung in einem Krankenhaus in Minneapolis gehabt hatte, einfach an sich gerissen. Am Ende war es zu einer Schießerei im Schneesturm gekommen, bei der sogar Handgranaten geflogen waren und zu der man Marcy ihrer Meinung nach nicht formgerecht eingeladen hatte.

»Tja, Pech gehabt, Süße«, meinte Lucas grinsend. »Aber in diesem Fall hab ich dir was voraus. Ruf mich an, wenn du etwas brauchst. Das ist ein ernsthaftes Angebot.«

Ihre Miene wurde ein wenig sanfter – sie und Lucas waren einmal einen Monat lang ein Paar gewesen, und dieser Monat war ausgesprochen stürmisch verlaufen. »Okay.« Und dann: »Wie geht's Weather?«

»Besser. Letzten Monat war sie ziemlich schlecht drauf.«

»Grüß sie von mir.«

Lucas versprach es ihr, bevor er einen letzten Blick in das Loch mit den Leichen warf. »Mann, es fühlt sich an, als wär's erst vor kurzem passiert. War damals das Jahr von Madonna. Alle haben Madonna gehört. Und Prince. Soul Asylum war gerade im Kommen. Ich bin zu jedem Soul-Asylum-Konzert im Seventh Street Entry. Nachts auf Streife bei den Crackhuren haben wir ›Like a Virgin‹, ›Crazy for You‹ und ›Little Red Corvette‹ gehört. Ein heißer Sommer, und Madonna war noch jung.«

»Wie wir«, bemerkte einer der älteren Polizisten. »Ich hab damals gern getanzt.«

Ein anderer fragte: »Was wollen Sie jetzt machen?«

»Den Kerl aufspüren«, antwortete Lucas. »Nicht auszudenken, was der Typ bis heute alles verbochen haben könnte.«

Lucas kehrte ins SKA-Gebäude im nördlichen Teil von St. Paul zurück. Es handelte sich um ein solides, modernes Bauwerk, das eher einem Bürokomplex in den Vororten ähnelte als einem Polizeihauptquartier. Auf der Treppe zu seinem Büro im ersten Stock winkte Lucas einem Kollegen zu.

»Hallo, ich brauche ...«, begrüßte ihn seine Sekretärin.

»Später«, sagte er, betrat sein Zimmer und schloss die Tür.

Das Bild der toten Mädchen ging ihm nicht aus dem Kopf; ihr erstarrtes Lächeln schien ihn zu fragen, was er zu tun gedenke.

Lucas zog einen Papierkorb zum Schreibtisch heran, legte die Füße darauf, kipelte mit dem Stuhl zurück, schloss die Augen und ging im Kopf die damaligen Ermittlungen durch, so gut er konnte.

Und kam zu dem Schluss, dass er seinerzeit den größten Fehler seiner Laufbahn gemacht hatte – obwohl manche seiner späteren Aktionen faktisch ungesetzlich gewesen waren.

Ungesetzlich, aber nicht unmoralisch wie im Fall Jones: Er hatte einfach aufgegeben.

Er war jung und unerfahren gewesen, hatte zum Kriminalamt gewollt, seine Chance ergriffen und sich an Quentin Daniel drangehängt, einen ziemlich gewieften und charakterlich nicht immer einwandfreien Mann. Daniel hatte Polizeichef werden wollen, vielleicht sogar Bürgermeister.

Der Fall Jones hatte einen üblen Beigeschmack gehabt, und Daniel hatte als Leiter der Mordkommission auf dem Schleudersitz gesessen. Er hatte sich bei den Ermittlungen streng an die Vorschriften gehalten, doch sobald ein Verdächtiger aufgetaucht war, jemand, der sich nicht verteidigen konnte und gegen den erhebliche Verdachtsmomente vorlagen, hatte Daniel ihn sich geschnappt und nicht mehr losgelassen.

Dann war der Verdächtige getötet worden, und sobald das geschieht, gehört er einem, auf Gedeih und Verderb. Wenn er unschuldig war, kann dies das Ende der Karriere bedeuten; war er schuldig, ist es gut gelaufen.

Lucas hatte Scrape schon damals nicht wirklich für schuldig gehalten, und jetzt konnte er noch weniger an seine Schuld glauben. Er hätte beharrlicher sein müssen, hätte der *Star Tribune* mehr Informationen zukommen lassen, das Urteil gegen Scrape öffentlich anzweifeln können ... Aber all das hatte er nicht getan.

Er hatte ein wenig herumgeschnüffelt, jedoch als jüngstes Mitglied von Daniels Team nicht viel zu sagen gehabt. Daniel war nicht so dumm gewesen, ihm die Fortführung der Ermittlungen zu untersagen, hatte sich aber über seine Bemühungen lustig gemacht und ihn in der Zeit des Crackfiebers mit Routineaufgaben auf Trab gehalten. Und am Ende hatte Lucas den Fall Jones aufgegeben.

Der Himmel allein wusste, was der Mörder danach noch ge-



trieben hatte. Im besten Fall hatte er es mit der Angst zu tun bekommen und nie wieder ein Verbrechen begangen. Doch Lucas fürchtete, dass seine ... Nachlässigkeit ... es dem Killer ermöglicht hatte, weitere Kinder zu entführen und zu ermorden. Denn das taten solche Leute für gewöhnlich, wenn sie erst einmal Blut geleckt hatten.

Düstere Schatten legten sich über Lucas' Gedanken. Er fuhr sich mit der Hand durch die Haare, einmal, zweimal, wieder und wieder, um sie zu verjagen.

Aber die Jones-Mädchen waren wieder da; er konnte sie nicht einfach ignorieren.



**DAMALS**



Lucas Davenports korpulenter Partner warnte ihn: »Pass auf, er kommt.« Dann zog er seinen Schlagstock, und Lucas hatte Zeit, sich innerlich vorzubereiten, bevor Carlos O'Hearn heranstürmte, durch den Gestank von verschüttetem Bier und Hotdogs mit Sauce, die Barhocker umwarf wie Kegel, eine Bierflasche in der rechten Hand, während der Barkeeper stöhnend zurückwich. »O nein ...«

O'Hearn schleuderte die Flasche aus etwa drei Metern Entfernung in die Richtung von Lucas' Kopf. Lucas wich aus, so dass die Flasche auf der Theke entlangschlitterte und Gläser, Aschenbecher und Besteck mitriss. Es hörte sich an, als hätte jemand ein riesiges Tablett fallen lassen. Eine Frau schrie eher interessiert als entsetzt auf. Lucas bekam das nur am Rande mit, weil er sich auf O'Hearn konzentrierte, der einmal Boxer gewesen war, vermutlich im Fliegengewicht.

O'Hearn gehörte zu der Bande, die bei den Cops der South Side als »Arschlochbrüder« bekannt war. Sie hatten eine Arschlochmutter, doch über den Vater wusste man nichts. Vor Mutter O'Hearn auszubüxen könnte gut und gern Selbstschutz gewesen sein seitens des Mannes, der den Fehler gemacht hatte, sie dreimal zu schwängern, weil sie genauso gewalttätig war wie ihre nichtsnutzigen Söhne.

Für gewöhnlich beschränkten sich die O'Hearns auf bewaffnete Überfälle, doch nun schien sie der Ehrgeiz gepackt

zu haben. Sie waren von der Rückseite in einen True-Value-Haushaltswarenladen eingedrungen und hatten sich eine ganze Menge Elektrowerkzeug unter den Nagel gerissen. Alle Welt wusste, welches, weil die Aktion von den Videokameras an der Decke aufgenommen worden war, die die Arschlochbrüder nicht bemerkt hatten. Die Kameras hatten Bilder geliefert, auf die ein Ansel Adams stolz gewesen wäre.

Enzo und Javier saßen im Gefängnis von Hennepin County, und Carlos war ziemlich schlecht gelaunt in der Kneipe aufgetaucht, was üblicherweise zu einer Prügelei und zerschlagenem Geschirr führte.

Deshalb waren Lucas und sein Partner hier.

O'Hearn stürzte mit erhobenen Fäusten auf sie zu. Lucas holte mit seinem Arm aus, der fast zwanzig Zentimeter länger war als der von O'Hearn und hinter dem ungefähr vierzig Kilo mehr Schlagkraft steckten, und traf O'Hearn an der Stirn.

Eigentlich hatte Lucas auf seine Nase gezielt, aber O'Hearn duckte sich weg, und so kollidierten sie. O'Hearn landete zwei ordentliche Treffer gegen Lucas' Rippen. O'Hearn und Lucas gingen zu Boden, wo Lucas ihm die Arme auf den Rücken drehte und sein Partner begann, mit dem Schlagstock den Minnesota Fight Song auf O'Hearns Rücken zu spielen.

O'Hearn jaulte erst beim sechsten Schlag das erste Mal auf. Lucas versetzte ihm mit der Faust einen Schlag gegen die Nase, worauf Blut über den Boden der Kneipe spritzte.

Danach war alles nur noch Routine.

Was erklärte, warum Lucas, als er sich aus dem Bett wälzte und streckte, ein spitzer Schmerz von den angeknacksten Rippen durchzuckte, die ihm O'Hearn beschert hatte. Er streckte sich noch einmal, diesmal vorsichtiger. Dabei fiel sein Blick auf das weiche, runde Hinterteil einer Blondine.

»DeeDee, aufstehen«, forderte er sie auf.

»Was?«, brummte sie müde. Ihre Erschöpfung rührte ihrer Aussage nach daher, dass sie nicht viel Schlaf bekam, weil sie Stress in der Rechtsanwaltskanzlei hatte und obendrein in der Freizeit zwei Typen beglücken musste.

»Raus aus den Federn«, sagte Lucas.

»Lass mich in Frieden«, stöhnte DeeDee.

Er gab ihr einen Klaps auf den Hintern. »Nun mach schon. Du hast gesagt, ich soll dich aus dem Bett scheuchen. Auf. Du hast um drei einen Termin.«

DeeDee richtete sich auf, um einen Blick auf die Uhr am Nachtkästchen zu werfen: zwei. Sie sank in die Kissen zurück. »Noch zehn Minuten.«

»Okay, zehn Minuten.«

Sie befanden sich in seiner Erdgeschosswohnung in einem alten Ziegelgebäude in Uptown Minneapolis. Er hatte zwei Zimmer, ein kleines Bad sowie eine Kochnische am einen Ende des Wohnraums, in dem ein riesiger Ledersessel vor einem winzigen Fernseher stand.

Lucas ging ins Bad – Dusche, keine Wanne –, wusch sich das Gesicht, putzte sich die Zähne, trat unter die Brause, seifte sich ein und duschte, alles in fünf Minuten.

Dann betrachtete er sich in dem Ganzkörperspiegel hinter der Schlafzimmertür: Er war großgewachsen, dunkelhaarig, breitschultrig und hatte kräftige Muskeln von zwanzig Jahren Eishockey, die letzten paar als Verteidiger der Minnesota Golden Gophers.

Seit dem College hatte er ein wenig Muskelmasse verloren, weil er sich auf den Rat seiner Teamtrainer stärker auf Konditions- und Lauftraining konzentrierte.

»Findest du, dass mein Schwanz größer ist als der Durchschnitt?«, fragte er DeeDee.

Als DeeDee sah, dass er sich im Spiegel bewunderte, seufzte sie tief und sank dann in die Kissen zurück.

»Sag schon.«

»Du hast tausendmal mehr Schwänze gesehen als ich, weil du den größten Teil deines Lebens in Scheißumkleiden bringst«, erwiderte sie. »Ich kenne bloß ungefähr vier.«

»Vier?« Er klang skeptisch.

»Na schön, sechs. Oder acht. Definitiv nicht mehr. Du hast ein Vielfaches davon gesehen.«

»Ja, aber die waren nicht erigiert«, entgegnete Lucas und blickte wieder in den Spiegel. »Ich glaube, meiner ist ziemlich groß.«

»Ich würde sagen, durchschnittlich bis groß«, erklärte sie. »Aber jetzt lass mich noch eine Minute schlafen.«

»Du findest ihn also groß«, beharrte er.

»Durchschnittlich bis groß«, wiederholte sie. »Nun lass mich in Ruhe.«

Lucas drehte sich ins Profil: eindeutig groß.

Er stieg über seine Eishockey-Ausrüstung vor dem Bett, um sich frische Shorts und ein T-Shirt zu holen. Als er in das Shirt schlüpfte, setzte sich DeeDee auf und sagte: »Eins steht fest: Dein Körper macht mich heiß.«

»Mich auch«, erwiderte Lucas und ließ die Handflächen über seine Brustwarzen gleiten.

»Himmel.« DeeDee rieb sich das Gesicht. »Der Kerl spielt doch glatt mit seinen eigenen Titten.« Während sie ihm beim Anziehen zusah, leckte sie sich die Lippen und kratzte sich am Hintern.

»Los, raus aus dem Bett«, forderte er sie auf. Ans Schlafzimmer angeschlossen war ein winziger Wandschrank, der schon längst zu klein war für seine wachsende Sammlung von Kla-



motten, so dass er in einem Secondhand-Möbelladen einen alten Kleiderständer aus Eichenholz hatte erwerben müssen. Davon nahm er nun eine saubere Uniformhose und ein Hemd. DeeDee stand auf und ging ins Bad, wo sie ihr Gesicht in dem Spiegel über dem Waschbecken betrachtete und bemerkte: »Irgendwie schau ich glücklich aus.«

»Freut mich zu hören.«

»Wenn Mark mich so sehen könnte ...«

»Wäre ich dann hier?«, fragte Lucas. Mark war ihr Mann; sie arbeitete als Scheidungsanwältin und erzählte manchmal von Marks Waffensammlung.

»Das müsste ich mir stark überlegen«, antwortete sie, kehrte ins Schlafzimmer zurück und hob ihren Slip vom Boden auf. »Er ist aufbrausend. Du könntest mich beschützen. Würde mich total antörnen, wenn zwei Kerle sich um mich prügeln. Da käme ich mir vor wie eine Prinzessin.«

»Dich törnt doch alles an, sogar einstweilige Verfügungen«, sagte Lucas. Sie wussten beide, dass das stimmte.

»Andererseits«, erklärte sie, »schickt es sich für eine angesehene Scheidungsanwältin wie mich nicht, sich mit einem kleinen Cop erwischen zu lassen. Nicht mal dann, wenn er bloß einen durchschnittlichen Schwanz hat.«

»Einen großen Schwanz.« Lucas sah noch einmal in den Spiegel: die Haare feucht, das Uniformhemd straff an den Schultern und locker an der Taille, die Hose frisch gebügelt. Frauen, sogar Hippie-Girls, mochten gebügelte Hosen, jedenfalls vermutete er das, denn sein Studium der Damenwelt war noch nicht abgeschlossen. »Du müsstest dich entscheiden, was dir lieber wäre: dich verprügeln zu lassen oder unschicklich zu wirken.«

»Darüber denk ich lieber nicht nach«, erwiderte sie. »Prügel schmerzen immerhin nur vorübergehend.«

Er drehte sich um, damit er ihr beim Anziehen zusehen konnte. Ihre Sachen hingen ordentlich über Kleiderbügeln aus Holz und an der Vorhangstange: Business-Kostüm, marineblauer Blazer und Rock über weißer Bluse, dicke Schulterpolster, schmale rote Krawatte. DeeDee hatte ziemlich breite, weibliche Hüften, und die Kombination aus Schulterpolstern und Hüften erinnerte von hinten ein wenig an eine Ente.

Das erwähnte Lucas lieber nicht; so weit kannte er die Frauen schon.

Stattdessen legte er seinen Dienstgurt an, nahm die Glock aus ihrem Holster und überprüfte sie. Er mochte das Ding nicht sonderlich – seiner Ansicht nach hatte es zu wenig Biss –, aber es war nun mal seine Dienstwaffe. Sobald er Detective wäre, würde er sich etwas Schickeres geben lassen. Vielleicht etwas Europäisches.

DeeDee ging noch einmal ins Bad, warf einen Blick in den Spiegel, kam heraus und warnte ihn kokett: »Nicht küssen, sonst verschmierst du meinen Lippenstift.«

»Am liebsten würde ich dich aufs Bett schmeißen und dir's noch mal besorgen«, log Lucas. Sie war attraktiv, ja, und es fehlte ihr auch nicht an Begeisterung, aber er konnte es kaum erwarten, mit dem Wagen loszufahren. Er hatte gern in der Nacht Dienst, und diese Nacht würde interessant werden. Anfang August, die Straßen voller Leute und seit einer Woche ununterbrochen Hitze. »Vielleicht sogar zweimal.«

»Spar dir's auf«, sagte sie. »Ich muss los.«

Lucas schob einen Finger zwischen die Lamellen der Jalousie und spähte hinaus: Der Himmel war blau und schimmerte feucht. Keine Spur von ihrem Mann.

Lucas war seit drei Jahren bei der Polizei. Nach fünf Jahren Studium und vier Jahren Eishockey hatte er seinen Abschluss

an der University of Minnesota gemacht, Hauptfach amerikanische Kulturwissenschaft, was ihn, wie er ziemlich schnell merkte, nur zum Weiterlernen befähigte. Er spielte mit dem Gedanken, Jura zu studieren, aber Gespräche mit Studenten dieses Fachs ließen ihn zu dem Schluss kommen, dass das Leben dafür zu kurz war.

Einer seiner Professoren aus der Kulturwissenschaft riet ihm, sich über Jobs bei der Polizei zu informieren. »Mein Vater ist Polizist«, teilte der Professor ihm mit. »Ich glaube, das könnte dir gefallen. Mach das ein paar Jahre lang, und denk *anschließend* über ein Jurastudium nach.«

Seine Mutter war dagegen. »Da wirst du erschossen, und dann habe ich niemanden mehr.«

Sein Vater war an einem angeborenen Herzfehler gestorben, als Lucas die fünfte Klasse besuchte. Und bei seiner Mutter hatte man Brustkrebs diagnostiziert. Sie war fest davon überzeugt, dass das ihrem Todesurteil gleichkam.

Lucas musste nach Recherchen in der medizinischen Bibliothek der Universität zugeben, dass sie wahrscheinlich recht hatte. Er versuchte, nicht zu oft daran zu denken, weil er nichts dagegen tun konnte.

Den Krebs stoppen zu wollen, dachte er, war, als würde man sich in den Fluss werfen, um das Wasser aufzuhalten. Man konnte weinen, schreien, fordern, nachforschen oder beten, alles ohne Erfolg. Nur Leugnen und Ausblenden schienen zu helfen.

Um sein eigenes Herz machte er sich keine Sorgen – soweit er wusste, hatte die Mutter seines Vaters in der Schwangerschaft Masern gehabt, was den Herzfehler erklärte, an dem dieser schließlich gestorben war. Die Sache war also nicht erblich.

Lucas hatte sich an der Polizeiakademie eingeschrieben und war Klassenbester geworden – mit seinen Noten wäre er in jeder Klasse Bester gewesen. Dann war er ein paar Wochen lang Streife gefahren, hatte anschließend sechs Monate im Drogen-dezernat verbracht und war am Ende wieder im Streifenwagen gelandet.

Drogen waren interessant, brachten jedoch nicht allzu viel Ermittlungsarbeit mit sich. Er hing hauptsächlich auf der Straße herum, ein Weißer in Lederjacke, der immer die neuesten Neuigkeiten im Collegesport kannte und Stoff kaufte und sich mit Dealern anfreundete. Die Dealer waren überall, und mit ihnen Kontakt aufzunehmen gestaltete sich nicht schwierig. Das Problem lag eher darin, dass er manche von ihnen gar nicht so übel fand, weil das Typen in seinem Alter waren, die keinen richtigen Job kriegen konnten. Sie besorgten ihm ein Kilo oder ein Pfund, dann die harten Sachen, und irgendwann flogen sie auf ...

Ihm roch das zu sehr nach Verrat. Man freundete sich mit Leuten an, kaufte Stoff von ihnen und ließ sie auffliegen. Der schlechte Beigeschmack trieb Lucas zurück in den Streifen-dienst, der einem Sportler wie ihm, einem Eishockeyverteidi-ger, Spaß machte und neue Erkenntnisse sowie das Gefühl mit sich brachte, etwas Sinnvolles zu tun.

Doch nach drei Jahren hatte er genug davon. Entweder er wurde Detective, und zwar bald, oder er suchte sich etwas anderes.

Was, wusste er selbst nicht.

Jura oder so. Militär? Aber es waren keine anständigen Krie-ge in Sicht ...

Lucas wartete an die Kühlerhaube seines Streifenwagens ge-lehnt auf seinen Partner Fred Carter. Carter hatte das Briefing

für die zweite Schicht verpasst, weil er angeblich im Stau stecken geblieben war. Doch er roch nach Hackfleischbällchen.

»Was läuft?«

»Das Übliche«, antwortete Lucas. »Homer ist sauer auf dich.«

»Ich rede mit ihm. Ging nicht anders«, log Carter.

»Du hast Tomatensauce am Mund«, sagte Lucas. »Wisch die lieber ab, bevor du mit ihm sprichst.«

Carter, ein fleischiger Mann mit Stiernacken, sah aus wie ein Taxifahrer. Er hatte grobe Züge und Finger, und sein Bauch wurde immer größer. Obwohl es ihm nicht an Intelligenz mangelte, würde er es bei der Polizei zu nichts bringen. Das wusste er, und es war ihm egal. Zwanzig Jahre Dienst, dann wäre alles vorbei. Vierzehn hatte er schon hinter sich; jetzt konzentrierte er sich darauf, sich keine Verletzung zuzuziehen und seinen Wechsel in den Innendienst zu planen, um seine Pension aufzubessern.

Diese Einstellung war der Hauptstreitpunkt zwischen ihm und Lucas: Lucas ließ sich gern auf die eine oder andere Prügelei und Verfolgungsjagden durch dunkle Hinterhöfe ein.

»Mir ist es egal, wenn du dir eine blutige Nase holst, aber lass mich aus dem Spiel.«

»Wir sind Cops«, sagte Lucas.

»Wir sollen für Frieden in der Stadt sorgen«, knurrte Carter.

»Versuch, Frieden zu geben, ja?«

Frieden. Aber was für ein Leben war das, wenn jemand nur Football – Carter war ein großer Vikes-Fan – und seine Pension im Kopf hatte?

An diesem Nachmittag und Abend fahren sie im südlichen Minneapolis Streife; es war einer jener Spätnachmittage in der Stadt, an denen alles nach geschmolzenem Fruchtkaugummi, verschüttetem Orange Crush und heißem Asphalt roch.

Dann kletterte ein betrunkenener Ojibwa vom Red Lake aus unbekanntem Grund auf einen Hydranten, hielt eine Rede, fiel herunter und schlug sich den Kopf an dem Ding auf. Bis ein Augenzeuge alles erklärte, dachten sie, er wäre angeschossen worden. Sie riefen die Sanitäter, die ihn ins Hennepin General brachten, und fuhren wieder los.

Weil Carter sein Soll an Strafzetteln in diesem Monat noch nicht erfüllt hatte, versteckten sie sich am Fuß eines Hügels, wo sie innerhalb von fünfundvierzig Minuten drei Raser erwischten, was dafür sorgte, dass Carter wieder im Plan war. Es handle sich nicht wirklich um ein Soll, sondern um einen Leistungsnachweis, erklärte ihr Chef mit ernstem Gesicht.

Sie machten eine Razzia in einem kleinen Laden an der Lyndale, jagten den Dealern einen Schrecken ein, die sich verdrückten, und Carter kaufte sich ein Stück Kirschkuchen und eine Pepsi. Sobald sie weg waren, kamen die Dealer zurück. Eine halbe Stunde später sahen sie auf dem Parkplatz einer Kneipe nach dem Rechten, von wo ihnen eine Prügelei gemeldet worden war. Alle Beteiligten hatten das Weite gesucht, als sie den Streifenwagen sahen, es gab weder Leichen noch Blut, und keiner wusste, wer mitgemacht hatte.

Sie holten sich wieder etwas zu trinken, Cola light für Lucas, noch eine Pepsi für Carter, und fuhren, die jeweiligen Vorteile von Cola und Pepsi diskutierend, weiter, bis ein Funkspruch über eine zweite Prügelei hereinkam, diesmal in einem Antiquitätenladen.

Als sie dort eintrafen, sahen sie zwei blonde Frauen, die eine dick, die andere dünn, beide mit modischer Frisur, auf dem Gehsteig, der Händler zwischen ihnen, ein Angestellter an der mit Blattgold verzierten Tür. Lucas und Carter trennten die Frauen, die noch nicht richtig aufeinander losgegangen waren und von denen die eine der anderen mitteilte: »Du kannst

von Glück sagen, dass die Cops da sind. Sonst hätte ich dir die Etagere deinen fetten Arsch hochgerammt.«

»Du Miststück, ich sag dir jetzt mal was ...« Was sie ihrer Widersacherin sagte, hätte keines der besseren Einrichtungsmagazine abgedruckt, dachte Lucas.

Als die Dickere sich auf die Dünnere stürzen wollte, warnte Carter sie: »Wenn wir Sie mitnehmen müssen, finden die alle Etageren, die Sie im Arsch haben. Man nennt das eine Leibesvisitation, und die gefällt Ihnen bestimmt nicht.«

Das beruhigte die beiden so weit, dass jede in ihrem Mercedes davonfuhr.

»Daran ist die Hitze schuld«, erklärte Carter dem Antiquitätenhändler.

»Nicht unbedingt«, erwiderte der Händler. »Es ist wirklich eine tolle Etagere.«

»Was zum Teufel ist eine Etagere?«, erkundigte sich Lucas im Wagen.

»So eine Kuchenplatte«, antwortete Carter.

Lucas sah ihn an. »Gib's zu, du hast nicht die geringste Ahnung.«

»Stimmt.«

»Aber wie du das angegangen bist, hat mir gefallen. Die Androhung einer Leibesvisitation«, fügte Lucas hinzu. »Die hat ihnen den Wind aus den Segeln genommen.«

»Wie gesagt: Unsere Aufgabe ist es, für Frieden zu sorgen«, erklärte Carter.

»Echt, du hättest Polizist oder so was werden sollen.«

Um fünf Uhr entdeckte Lucas einen Mann namens Justice Johnson, der seine Frau einmal zu oft verprügelt hatte, weswegen ein Haftbefehl gegen ihn vorlag. Sie trieben ihn im Ein-



John Sandford

**Zorn**  
Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-47872-9

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2013

Der Abriss eines Wohnhauses hält für die Polizei eine grausige Überraschung parat: die mumifizierten Leichen zweier Mädchen, in Plastikfolie verpackt. Sie sind offenbar schon eine ganze Weile tot – und Lucas Davenport weiß auch genau, wie lange. Minneapolis 1985: Das Verschwinden der Jones-Zwillinge ist der erste große Fall für den jungen Polizisten. Verdächtigt wird ein verwirrter Obdachloser. Als der auf der Flucht erschossen wird, wird die Akte geschlossen. Doch Davenport glaubte nie an die Schuld des Mannes – und fast 30 Jahre später rollt er den Fall neu auf ...